

»Wir wollen denen ein Ei ins Ohr setzen.«:

Eine Initiative zur Antistigmaarbeit in der Schule

Ein Gespräch zwischen Franz Reimering und Julia Paar über die Initiative »Schule begegnet Psychiatrie«, die eigene Psychiatriegeschichte und unbezahlte Bildungsarbeit. **Von Julia Paar**

► »Marginalized people are not responsible for education« (zu dt. Marginalisierte Menschen sind nicht verantwortlich für Bildung) stand sinngemäß auf einem Plakat in einer befreundeten Wohngemeinschaft. Ich gehöre dennoch zu den Menschen, die trotz Stigmatisierung Bildungsarbeit zu psychischen Erkrankungen leisten – gratis. Ich mache es gern und sehe auch meine berufliche Zukunft in der politischen Bildungsarbeit zu diesen Themen. Trotzdem hinterfrage ich die Umstände solch unbezahlter Bildungsarbeit regelmäßig.

Warum machen Betroffene und Angehörige diese Arbeit? Was sind die Beweggründe? Und warum teilen sie zu diesem Zweck persönliche Geschichten ohne Vergütung?

Als Angehörige, Kind eines psychisch erkrankten Elternteils, kann ich diese Fragen nicht für alle Seiten beantworten. Ich bin keine Betroffene. Also treffe ich mich mit jemandem, von dem ich diesen Teil der Antworten bekommen kann.

Franz Reimering ist jemand, den ich als »gestandenen Mann« beschreiben würde. Er ist groß, hat eine tiefe Stimme und fährt überall mit seinem Roller hin. Er ist Vater und Opa. Und er ist betroffen von einer psychischen Erkrankung, wegen der er frühberentet wurde.

Wir kennen uns aus der gemeinsamen Arbeit in der Kölner Initiative »Schule begegnet Psychiatrie«, die 2012 vom damaligen Koordinator des SPZ Köln-Ehrenfeld Godehard Kruse und Susanne Heim gegründet wurde. Damals gab es an einem Kölner Gymnasium eine Veranstaltung, bei der Bedarfe deutlich wurden, psychiatrische Themen in die Schulen zu bringen. Aus einem Vortrag von Thomas Bock zu dialogischen Konzepten entstand die Inspiration, ein dialogisches Team zu gründen. Bis heute geht das Team an Schulen (und in FSJ-Gruppen) und erzählt Psychiatriegeschichten aus drei unterschiedlichen Perspektiven. Dieses Konzept soll Gespräche mit Schülerinnen und Schülern fördern, Vorurteile abbauen und Fragen beantworten. Kurzum: *Begegnungen schaffen*.

Franz kam vor ca. fünf Jahren zu »Schule begegnet Psychiatrie«. Er sagt, er habe nach seiner Erholungsphase einen Tatenrang verspürt und wirkt seitdem an verschiedenen Stellen mit: Er ist Sprecher für Betroffene, sitzt in Aufsichtsräten und engagiert sich wo er kann für Themen rund um seelische Gesundheit. So hat er auch Susanne Heim und das Projekt »Schule begegnet Psychiatrie« kennengelernt. »Meine Kinder waren damals ungefähr im gleichen Alter wie die Jugendlichen. Das war für mich ein sehr großer Motivator«, sagt er.

Franz ist nach mir dazugestoßen. Ich stellte 2017 bei einem Fachtag über psychisch belastete Familien fest, wie wenig über die Lage von Kindern bekannt war. Daran wollte ich etwas ändern und wurde wenig später bei dem Projekt tätig.

Nach dem Renteneintritt von Godehard Kruse im letzten Jahr übernahmen Franz und ich gemeinsam die Koordination der Initiative und zählen auf ein kleines, aber engagiertes Team.

»Auf einmal ist es ruhig in der Klasse«

Pädagogische Fachkräfte erzählten mir einmal, dass Schülerinnen und Schüler sich wiederholt wünschen würden, mit Menschen zu sprechen, die psychische Krisen erlebt haben.

»Schule begegnet Psychiatrie« bietet den Jugendlichen genau das. Wir bieten keine Beratung an, aber während den Begegnungen merken wir auch, dass die Jugendlichen das gar nicht von uns verlangen. Sie wollen zuhören und Fragen stellen. Franz beschreibt das als »einen transparenten, geschützten Raum«. Man könne die Spannung und den Respekt spüren, wenn wir den Raum betreten. Nach einiger Zeit wird die Stimmung gelöster, durch die Fragen der jungen Menschen und unsere Antworten kommt oft eine Prise Humor dazu. Die Jugendlichen fordern ihrerseits den Dialog ein, sind auf persönlicher und professioneller Ebene wissbegierig. In den Feedbacks und den Gesprächen während oder nach den Begegnungen fällt auf, dass sich auch betroffene Jugendliche angesprochen füh-

len, weil es Menschen gibt, die das ansprechen, was sie vielleicht schon lange beschäftigt.

In unserem Gespräch sage ich zu Franz, dass ich beeindruckt bin, wie nachhaltig diese Begegnungen sind. Franz antwortet: »Wir wollen denen ja auch im besten Fall ein Ei ins Ohr setzen«.

Es können deshalb auch plakative Erzählungen sein. Franz begründet das: »Ich möchte sie auch mit dem Ende der Leine konfrontieren. Was passiert, wenn ich als Jugendlicher irgendwo 'nen Joint rauche, Autos klauere, kriminell werde, kein Ende sehe, mich umbringen möchte ... Es ist wichtig, das so darzustellen, denn das ist das, was die nicht kennen und was sie deshalb nicht sehen.« Franz ist davon überzeugt: Früh genug aufklären, hinguhen und einschreiten ist in vielen Fällen hilfreich – bei sich und anderen. Das betonen wir bei unserer ehrenamtlichen Arbeit immer wieder.

Aber wie ist es für uns, diese manchmal sehr privaten Erinnerungen mit Fremden zu teilen? Franz antwortet ganz gelassen, dass er sich sicher fühle. Er sei zwar immer ein wenig aufgeregt und überlege sich am Abend zuvor, was er erzählen, wie er rüberkommen wolle. »Ich denke aber auch immer, ich weiß, wovon ich rede, ich bin Fachmann in meiner Angelegenheit.« Er nehme die Stimmung in der Schule als sehr dynamisch und respektvoll wahr.

Ich kann noch ergänzen, dass wir uns gegenseitig im Team unterstützen, um eine Frage zu beantworten oder umfassende Informationen zu geben. So fühlen Franz und ich uns in jeder Situation gut aufgehoben. Mir fällt auch auf, dass ich in meiner eigenen Schulzeit auf wesentlich mehr Vorurteile gestoßen bin, was uns heute in den Klassen zum Glück weniger begegnet. Wir sehen eine Bereitschaft zur Auseinandersetzung, die es leichter macht, über die eigene Geschichte zu sprechen.



Foto: Rike, Photocase

Leichtigkeit finden im gemeinsamen Austausch: Jugendliche suchen aktiv das Gespräch mit Menschen, die psychische Krisen erlebt haben.

Franz führt dazu noch etwas an, das ich auch fühle: Durch die Begegnungen kann er ein Stück weit seine eigene Geschichte aufarbeiten. Durch die wiederkehrende Auseinandersetzung wird ein Raum geschaffen, die eigene Vergangenheit immer wieder neu zu reflektieren. Franz reflektiert dadurch seine Erkrankung, sich als Vater, aber auch seine eigene Kindheit und Jugend.

Als Kind eines Betroffenen hat es für mich einen fast heilenden Effekt. Ich verschaffe Kindern, die in meiner Lage nicht gehört wurden, endlich eine Stimme. Eine, die in der Gesellschaft heute noch viel zu wenig präsent ist. Auf der anderen Seite arbeite ich mit Betroffenen und Professionellen zusammen, die mir beweisen, dass Psychiatrie eine bessere Erfahrung sein kann als die, die ich erlebt habe. Nicht nur die Jugendlichen, auch die Lehrkräfte hören gespannt zu und wissen oft zu wenig darüber.

»Schule begegnet Psychiatrie« ist nicht als Selbsthilfe gedacht, das ist uns wichtig, zu betonen. Aber wir merken, dass diese Arbeit uns helfen kann.

Bildungsarbeit ist auch Arbeit

Dass Franz in der Initiative kein Geld verdienen möchte, weil das Angebot für Jugendliche ist, verstehe ich gut. Aber ich werde wütend darüber, wie viele Menschen in dieser Branche Geld verdienen, ohne Betroffene fair miteinzubeziehen. Präventions- und Bildungsarbeit von Betroffenen und Angehörigen wird, wie in unserem Fall, oft nicht vergütet. Wir hatten bereits Termine mit höheren Institutionen, die unsere Arbeit unterstützenswert fanden und sie groß aufziehen wollten. Geld dafür war aber nie da. Zudem wird man für kompetenter gehalten, wenn man ein Honorar verlangt. So wurde ich nach Vorträgen schon gefragt, ob ich auf Buchtour sei, sobald die Veranstaltung mit einer Vergütung einherging.

Ich frage Franz nach seiner Meinung dazu. Er sagt erst mal, dass er das Geld bestimmt nicht von Schulen und Jugendlichen verlangen würde. Wir beide sind uns einig, dass wir es lieber gratis machen, als es gar nicht zu machen. Aber dann sagt Franz etwas, woran ich noch nie gedacht habe: »Ich käme mir schäbig vor«. Seine eigene Lebensgeschichte und das Leid, das er auch

schon in der Kindheit erlebt habe, würde für sein Empfinden einer Bezahlung widersprechen. Er würde das, was er tut, als Menschenhilfe sehen. Ein Ansatz, den ich so noch nie bedacht habe. Gerade weil Menschen mit diesen Geschichten an die Öffentlichkeit gehen, finde ich, sollten sie dafür eine Vergütung bekommen.

Wir merken, dass es an vielen Stellen hakt. Die Regierung gibt zu wenig Finanzen frei, die kommunalen Mitarbeitenden haben nicht die Macht, über Budgets zu entscheiden, und große Träger wollen oder können kleine Projekte oft nicht unterstützen. Franz und ich sind in einer privilegierten Situation, weil wir das Geld nicht brauchen. Mir geht es bei dieser Debatte vor allem ums Prinzip. Anders als das am Anfang angesprochene suggeriert, betreiben marginalisierte Gruppen oft Bildungsarbeit. Meistens ohne Bezahlung, und das ist unfair. Ich würde den Betroffenen gern etwas zahlen können. Franz versteht meinen Wunsch, holt mich aber schnell auf den Boden der Tatsachen: »Wir sind offiziell nur eine Gruppe von Privatleuten. An die kann man nichts stiften. Dafür müssten wir ein Verein werden. Und dafür bräuchten wir mehr Leute, Beständigkeit im Team, müssten Zuständigkeiten verteilen und so weiter. Wenn du das willst und die Initiative auch in Zukunft weiterbringen willst, müssen wir jetzt damit anfangen.«

Zähneknirschend muss ich zugeben, dass er mit allem recht hat. In meiner Gesellschaftskritik habe ich die Rahmenbedingungen vergessen. Um einen Verein abzusichern, bräuchten wir auch mehr trialogisches Personal. Genau deshalb, wegen dieser neuen Sichtweisen und Erkenntnisse, genieße ich die Arbeit mit Franz, unseren Mitstreitenden und den Jugendlichen sehr. Ich kann mich weiterentwickeln und Neues lernen. Und ich denke, dass diese Arbeit für mich unbezahlbar bleibt. In mehrfacher Hinsicht. ◀

Julia Paar ist Kommunikationsreferentin beim BApK und verantwortlich für die Koordination der Initiative »Schule begegnet Psychiatrie«.